

Gisela Steineckert · Wegen damals und heute

Gisela Steineckert

Wegen damals
und heute

Neues Leben

Traudel,

ihr müsst von der herabwürdigenden Verteidigung zur Offensive kommen. Die kann nicht im Zurückgeben von Vorwürfen bestehen. Das ist eine Sackgasse.

Jede vom Staat, auch in Form durchlaufender Gelder, bezahlte soziale Arbeit ist ganz besonders der Unterstellung ausgesetzt, der des Missbrauchs von Knete, besonders gern anonym behauptet. Die Ämter lassen sich durch Gerüchte leicht erreichen, während sie sonst über keinen freien Termin verfügen, soweit sie überhaupt als Person anzutreffen sind.

Die gemeinnützige soziale Arbeit wird aber undurchführbar, wenn man sich ständig dem Misstrauen ausgesetzt sieht, man sei geneigt und dann natürlich auch in der Lage, Gelder abzuzocken.

Keine einzelne Arbeitskraft ist gefeit davor, nach einem Jahr wieder arbeitslos zu sein, wenn die »Maßnahme« nicht verlängert wird. Daraus Rachedgedanken abzuleiten und ebenso Betroffenen oder potentiellen Gefährdeten bösen Willen zu unterstellen, liegt nahe, aber es dürfte nicht so dankbar benutzt werden.

Verlangt zu eurem eigenen Schutz viel mehr Kontrollen. Giert danach! Ihr wollt eure Arbeit offenlegen, Quittungen nachweisen, alle Termine sind jederzeit vergleichbar.

Das ist besser zu ertragen als das ständige Warten auf die nächste Briefbombe von potentiellen Verbündeten aus den Ämtern. Sie wollen Geld sparen. Solches, das über den eigenen Schreibtisch genehmigt wird. Aber was das Arbeitsamt nicht bezahlt, wird vom Sozialamt gezahlt werden müssen.

Wenn es nicht ums Einsparen auf Biegen oder Brechen ginge, wäre es ihnen selber zu lächerlich, solche Vorwände überhaupt gelten zu lassen. Sie wissen doch, dass ihr nichts anderes als

Ärger erwartet. Dass ihr auch gelernt habt, die äußerste Korrektheit beweisbar zu halten.

Eigene Solidarität, Zuverlässigkeit und der Nachweis der sozialen Wirksamkeit sind aber nicht, was gewünscht wird. Dann muss man sich ja was Neues ausdenken, um euch abzuschaffen. Aber eben diese Frage wird euch niemand ehrlich beantworten. Niemand wird zugeben, dass aber nun genügend Brücken für Übergänge gesorgt haben. Sie geben es nicht zu, also muss euch Schuld am eigenen Untergang nachgewiesen werden. Dazu werden »Petzen« gebraucht.

Wie schnell sich dann der Umgangston wandelt. Wie hurtig sie dann ohne Anmeldung zur gründlichen Kontrolle erscheinen. Wie sie dann die Aktentasche schwenken, Drohung einfließen lassen. Die schwarze Wolke über der ABM soll permanent sein. Du sollst jeden Augenblick wissen, dass sie DIR einen Gefallen tun, Dich arbeiten zu lassen, noch ein halbes Jahr, einen Monat, mal wieder.

Falls juristische Vorgänge zur Debatte stehen, sollen sie euch eure Rechte vorlesen und euch dem Staatsanwalt vorführen. Das wollen sie nicht, weil es eigentlich um keinen Fall geht. Es geht um ihre Auflagen. Die sehen euer Geld als Streichung vor.

Wenn das Arbeitsamt meint, dass die Hingabe an die soziale, schlecht bezahlte Aufgabe nicht gebraucht wird, dann sollen sie es doch durchsetzen und damit die Lage noch um eine Schraubendrehung verschlechtern.

Aber die Kompetenz und den Arsch dazu haben sie nicht. Stattdessen wollen sie ehrliche Leute demontieren. Und auch dafür höchstens vor dem Finanzminister gradestehen, der sie trotzdem lieb hat.

Nutzt die Gesetze, und kein Gespräch ohne euren Rechtsanwalt. Die bisherigen Dreistigkeiten sind – auch! – Verletzungen der Gesetze. Das dürft ihr denen nicht durchgehen lassen.
Gisela

Januar 1999

Meine liebe Evelyn,

danke, danke! Niemand außer Dir und Angelika macht von mir Fotos, mit denen ich leben kann, statt schon mal den Strick über den alten Baum auf dem alten Friedhof zu werfen. Unsere Gisela Karau hat von einer Verlegerin »drüben« den Auftrag angenommen, einen Band »Berliner Weiber« zu machen. Hat sie, und ich bin auch drin. Aber die Fotos, da hab ich meinen ganzen Mut zusammengenommen, die zeigen mich als alte Grüblerin. Hab sie abgelehnt.

Ich arbeite an dem neuen Buch, das im Herbst als »Das Schöne an den Frauen« erscheint, hab eine Grippe hinter mir, die ich an meinen Mann weitergereicht habe, aber da wir uns im Spätherbst immer eine Spritze geben lassen, läuft das harmlos ab. Leider muss ich sehr an meinem Knie laborieren, dem ich Schaden zugefügt habe, als ich beim Langen nach einem Buch den Fuß in der Sesselritze ließ. Das Mitleid meines Mannes hält sich in Grenzen, er hätte nur nach oben fassen müssen, er kann alles von Natur aus erlangen, wenn auch nicht erreichen. Ach, Quatsch. Es müsste vielleicht operiert werden, dafür hab ich keine Zeit.

Kirsten ist mit ihrem Freund in Tunesien, dort haben sie auch nur 5 Grad plus, Klimaveränderung. Hier ist es kalt und nass, Laura büffelt mit Methodik und bewundernswert stetig für ihre Prüfungen, und Wilhelm kocht in großen Töpfen und sorgt für sie und Freund und Hund und Meerschwein und seine »Hühner«, die Finken auf dem Balkon – und für mich. Dritte Woche Februar geht es wieder los.

Ich bin ein zweites Mal vertieft in die Tagebuchaufzeichnungen von Victor Klemperer, und da ich beim ersten Mal die Bände ab 1932 gelesen habe, die man aber erst verstehen kann, wenn man alle Leute aus den davorliegenden Zeiträumen kennt, habe ich diesmal bei 1918 angefangen. Ich kann mir mehr Ruhe geben und empfinde den Eingriff ins eigene Denken und Leben noch stärker als beim ersten Mal. Ein Jahrhundertwerk, dem er geringere Bedeutung zugemessen hat als seinen philologischen Studien.

Wenn Du Dir die Bände ausleihen kannst, musst Du sie lesen. Selten habe ich eine so aufrechte Schilderung der Größe und der Kleinlichkeit einer, fast einmaligen, Liebe zwischen zwei gescheiterten Leuten gelesen.

Wir haben uns zu Weihnachten viele Bücher geschenkt und gehen geizig mit ihnen um. Marcel, der Freund von Laura, sollte auch nicht nur mit Thrillern bedacht werden. Ich habe ihm neben Partisanengeschichten aus dem 2. Weltkrieg »Die Richtstatt« von Aitmatow und die »Fälscherwerkstatt in Sachsenhausen« geschenkt.

Die beiden haben den Jahreswechsel in Gran Canaria verbracht, bei seinen Eltern, den dortigen Pfarrersleuten, und er hatte unentwegt die Nase im Buch, sogar zuhause in der Badewanne. Nun hat der Bund ihn gerufen, und die beiden arbeiten an seiner Verweigerung der Waffe. Er ist getauft, konfirmiert und Christ aus dem Elternhaus, Mutter Katechetin, Vater hat in der DDR schon verweigert. Marcel ist bereit, Zivi zu sein, aber er wird keine Waffe in die Hand nehmen.

Auf Tour sind wir dann schlecht erreichbar, aber Laura jobbt dann bei uns, so dass mich die Nachrichten erreichen.

Ich denke an euch und spüre die Mühe, die es gekostet hat, es noch einmal zu schaffen. Natürlich sind die Zeiten hart und von »Es ist erreicht« kann niemand sprechen. Hier hageln die schlechten Nachrichten über andere täglich ein. Da brechen die Familien auseinander, sie packen die Anstrengung nicht mehr. Bleib mir nur gewogen, geh nicht zu weit weg und sei von mir liebevoll begrüßt und alle, die Du liebst.

23. Februar 1999

Lieber Ulf,

Schicksal geht so: Ich denke beim Dichten, der Ulf denkt an mich. Und dass es schön war, wie wir neulich Straßenbahn gefahren sind, wie Du die Straßenbahn gelenkt hast. Respekt!! Ausgerechnet durch Köpenick, wo ich als 17-jährige Ehefrau mit Herrn Steineckert gewohnt habe. Also, denk ich, ruf ihn an. Schicksal: Die Briefe von Ulf haben eine eigene Mappe,

in die guck ich immer mal rein, wenn ich gute Laune kriegen will, ohne albern zu sein. Fehler: Ich darf nie ein Ding ganz besonders wo hinlegen, wo es nicht auf einen intuitiven Griff sofort liegt. Ich habe die Briefe alle außer dem Blatt, wo die Telefonnummern draufstanden. Dies Blatt habe ich extra verwahrt und merkwürdigerweise ins neue Telefonbuch nur Namen und Adressen geschrieben. Aber: Du stehst nicht im Telefonbuch, warum, weiß ich nicht. Konnt ich nicht anrufen, wurde aber den Gedanken nicht los.

Nun haben wir nicht telefoniert, was den Vorteil hat, dass heute, an einem besonderen Tag, der Brief kommt, und ich antworte, was sonst am Telefon verplappert wäre.

Besonderer Tag: Mein Buch, 240 Seiten, ist bis auf handschriftliche Korrekturen fertig. Mein Freund Arzt hat gestern kritisch geguckt, »das machst du mir nicht zu oft«. Nach drei Wochen etwa haben sich die Steine von der Sprache gerollt, auf einmal kamen die Wörter, boten sich an, wollten wichtig sein, und ich hatte dieses Glücksgefühl des Erzählens und war nicht mehr eine Idiotin, die sich schindet. Die Geschichten und die Figuren bedrängten mich, also habe ich mich ordentlich überanstrengt, wie sich das gehört. Daneben lief das Management, der Haushalt, Laura stand im Stress von Prüfungen und musste verwöhnt werden, hat geklappt: in Soziologie eine Eins, in Politikwissenschaften eine Zwei. Gutes, geliebtes Kind und am nächsten Wochenende muss ihr Freund einrücken, während am Montag seine Anhörung zur Verweigerung der Waffe und zum Angebot von Zivi stattfinden wird. Falls die ihn weglassen. Mein Mann ist der Begleiter seiner Wahl und wir haben wirklich, als Familie, an der Begründung 2 Wochen geackert. Du siehst ... das ganze bunte Leben!

Ulf, mein Lieber, ich umarme Dich und hoffe, wir hören ganz bald voneinander.

März 2000

Liebe Marlies,

ich schreibe Ihnen trotz dieses Gefühls von Vergeblichkeit. Was immer ich Ihnen erkläre, Sie werden es so lange drehen und wenden, bis eine Zurückweisung daraus wird. Sie wehren sich gegen meine Grenzen, Sie wollen die Ihren gesetzt sehen, aber das funktioniert im Leben nicht. Sie schwanken zwischen aufgeben und anstürmen. Ein solcher Zustand ist mir nicht neu, ich hatte ihn selber in jungen Jahren. Dass Sie mich in Magdeburg nicht ansprechen werden, daraus machen Sie ein Problem. Es ist keins, in Magdeburg werde ich Lampenfieber haben, mit Dagmar Frederic und ihrer Tochter und letzten Absprachen beschäftigt, da kann ich Ihnen die Hand geben und bin froh, wenn mich die Frauen umarmen, aber aus langer Erfahrung auch in Ruhe lassen. Und hinterher habe ich nicht einmal die Zeit, der Einladung meiner liebsten Freundinnen in die Beratungsstelle des dfb zu folgen und dort vor der Weiterfahrt noch etwas zu essen. Ich muss nach Mecklenburg weiter. Schon dies werden Sie ungern verstehen wollen. Nun schreiben Sie, ich blockte am Telefon höflich ab. Ja, wie denn anders. Sie stellen mir keine Frage, die ich beantworten könnte. Tief versunken in die Endarbeiten an einem neuen Gedichtband, leide ich unter Zeitnot. Wenn wir nicht die Autofahrten hätten, wäre uns das Leben für den Austausch von Gedanken noch knapper. Sie denken, ich will Sie bloß nicht in mein Leben hineinlassen, und Sie möchten, dass ich für Sie noch einmal die Nacht der Grenzöffnung beschreibe. Das habe ich aber ehrlich geschrieben, und ich schicke Ihnen das Buch als Geschenk. Da finden Sie, wie es für mich war. Sie glauben das vielleicht, aber ich bin nicht Ihr Problem und kann auch nicht dessen Lösung sein.

Sie machen mich hilflos. Ich rede nicht gern über mich, sonst zerschwatze ich mein Schreibmaterial. Und was sollten Sie auch anfangen mit einer privaten Person, deren Ergebnis langer Arbeit Sie beeindruckt. Wer mich kennt und mag, ist nicht gekränkt, wenn ich sage, ich habe schon geschlafen, oder wir probieren gerade ein neues Gerät aus. Das ist keine

Ausrede, weil ich keine brauche. Ich kann auch sagen, ich mag jetzt nicht reden, das wird auch akzeptiert.

Wogegen, wenn nicht gegen Ihre ureigenen Schwierigkeiten, rennen Sie an? Mag sein, es sind altersbedingte Depressionen mit einer ziemlich deutlichen Sucht nach Gekränkt-Werden, vielleicht liegen dahinter Abnabelungsprobleme, die hatte ich und habe ich auch, aber ich versuche, sie zu bewältigen. Es ist nicht meine Heimat, in der ich lebe. Meine Heimat habe ich verloren. Und werde keine mehr gewinnen. Es ist nicht die Zeit, und ich habe keine Kraft, mir das wenigstens einzubilden. Aber ich kann noch etwas tun. Und Sie für mich. Hören Sie auf, mir ein schlechtes Gewissen zu machen, weil Sie offenbar von mir etwas erwarten, was ich nicht erkenne und niemandem geben kann.

Ich danke Ihnen für »Casablanca«: das ist ein Film, mit dem ich immer streite und den ich manchmal brauche. In meinem Leben haben große Gefühle nicht ihren Platz in der Sehnsucht, so habe ich lange leben müssen, sondern im wirklichen Leben. Aber seit 1993 kann ich kaum mehr weinen. Da waren die Tränen erschöpft. Damals, in Angst und Trauer um meine Tochter, bin ich erwachsen geworden und die, die ich heute bin. Sehr vorsichtig, sehr sparsam mit Gefühlen umgehend, schon tief fühlend, aber diszipliniert.

Ich grüße Sie nicht ohne Sorgen, aber Sie werden umso weniger von mir haben, je mehr Sie mich bedrängen. Täglichen Kontakt habe ich nur mit meinem Mann und meiner Enkelin.

Freundliche Grüße, mit Hoffnung auf Frühling.

Und lassen Sie doch den Baum stehen. Es sei denn, Sie wollen es unbedingt tun. Dann dürfen Sie vorher nicht darüber reden. Sonst denkt jeder, der Sie kennt, er hätte es verhindern können.

Ihre Gisela Steineckert

Lieber Professor,

danke für Ihren Brief und besonderen Dank für die Worte zu meiner Arbeit.

Ist es nicht erstaunlich, wie viel wir inzwischen schon wieder vergessen haben, und wie die Ereignishaftigkeit uns zu immer größerer Eile und Flachheit treiben will? Statt zu nutzen, was wir gelernt haben, mühen wir uns mit Tempo um neue Fertigkeiten, meist technischer Natur, und verlieren, auch wir, obwohl wir es besser wissen und es so nicht wollen, an Gelassenheit. Und dann sagen wir dumme Sprüche. »Das kann doch wohl nicht wahr sein!« oder »Das ist möglich?«

Wir sind eben aus dem Kur-Urlaub zurückgekommen, Buckow in der Mark. Schlechtes Wetter, ein bisschen schwimmen und Massage. Vor allem aber ein Koffer voller Bücher, jeder in seinem Zimmer. Wie es der Zufall so wollte und zusammenstellte, ich hatte die Hitler-Biografie von Kurt Pätzoldt und »Die Stufen zum Galgen«, Lebensläufe derer, die in Nürnberg hingerichtet wurden, dabei. Was für eine Lektüre! Eine Biografie Magda Goebbels, hassenswert einleuchtend, wunderbare Krimis von Donna Leon, Minette Walters und Mankell, außerdem einen Packen politischer Schriften und ein Buch, das ich von A–Z nicht verstanden habe. Neulich habe ich gelesen, es sei ein Kult-Buch, und teuer genug war es ja auch, aber die »Legende« von A. Schernikau habe ich in die Hand genommen, weil ich ihn kannte, ich war bei seiner berühmten Rede im Schriftstellerverband dabei, als er sagte »Sie haben alle den Verstand verloren«. Wir waren dann zusammen in der Mainzer Straße, ehe die Polizei den Buchladen flutete, und ich habe seinen frühen Tod, wie viele Kollegen, betrauert. Aber sein Buch verstehe ich nicht. Und so verständlich sein Reden war, so über die Köpfe der Leute hinweg scheint mir, was er da angesammelt hat. Kann sein, ich finde nur keinen Zugang, auch möglich.

Aus der dortigen Bibliothek habe ich mir die Autobiografie von Werner Finck geliehen und war bestürzt, wie wenig da bleibt. Was gut ist, kennt man längst, das andere lohnt nicht.

Und mich befremdeten die vielen Kalauer. War mal mutig, ist vergangen.

Wir sehen die jetzige politische Situation mit Sorge. Unsere Laura Marie bereitet sich auf ihre Diplomarbeit vor und arbeitet intensiv an ihrem Wunschthema »Entwicklung einer rechtsextremen Jugendkultur in Ostdeutschland«. Sie macht gerade ein Praktikum beim Zentrum für Demokratische Kultur zum Thema, nicht ungefährlich, der Aufenthalt und die Beschäftigung mit den Materialien. Da wir aber alle ihre Referate mit ihr gelebt haben und sie, durch ihre Wohnung acht Stockwerke tiefer, schon beim ersten Frühstück hier ist, haben wir unser alltägliches Pensum an Gespräch. Jeder von uns sammelt, schneidet aus, schneidet mit.

Der Staat könnte, wenn er wollte. Sie könnten es ja bei der RAF auch. Aber sie werden nicht eher voll wirksam werden, ehe es nicht wieder einen von ihnen trifft. Erst nach Schleyer kamen sie hart in die Puschen. Das Schlimme ist, dass die Gesetze nicht bemüht werden und die Leute aufs eigene Wohl bedacht sind. Unterm Regen durch, Hauptsache meins, ich muss mich um mich kümmern. Gestern fuhr ich mit der U-Bahn. Zwei Jungen, etwa 13, versuchten, während der Fahrt die Türen mit Gewalt zu öffnen. Ich habe eigentlich eine sanfte Stimme, aber ich fragte scharf »Was soll das?« Und war im selben Moment gewärtig, dass sie mich angreifen würden. Sie waren aber feige und sind bei der nächsten Station ausgestiegen. Niemand folgte der Richtung meiner Blicke. Alle anderen taten, als würden sie lesen oder schlafen. Das könnte ich nicht.

Und ich bin wütend geworden, als mich 1990–92 am Telefon und durch Briefe Morddrohungen erreichten. Komisch, aber wir hatten damals keine Angst und hielten doch alles für möglich. Das tu ich mir nicht an, wegzugucken. Das Ernsthafte der Lage ist mir bewusst. Die Asylpolitik ist angelegt auf den Unmut der Bevölkerung. Wenn man Menschen aufnimmt, die keine Chance haben, ihren Lebensunterhalt zu verdienen und die darin bestärkt werden, sich nicht zu assimilieren, dann können solche Meinungen von Hass und

Ablehnung nicht ausbleiben. Einmal, nach einer Veranstaltung mit Modrow, kamen geschniegelte junge Rechte, die scharf waren auf heimatlose Linke. Sie wollten diskutieren, waren keineswegs ungebildet, aber bereits im Kern verdorben. Ich habe die Diskussion nicht ausgehalten. Mir schien, ich hätte dies oder fast alles davon in meiner Kindheit schon gehört. Und ich musste erkennen, dass sie sich für die Meinung eines anderen Menschen nicht interessieren, also auf ihre Art so fanatisch sind wie Kortschagin.

Deutschland tut global? Daran glaube ich nicht. Das Geld tut so, weil es sich lohnt. Aber die europäische Bevölkerung ist weit entfernt von gegenseitiger Neigung. Auch dies geht, wie die sogenannte »Wiedervereinigung«, viel zu schnell. Die Franzosen werden nicht einen Deut ihrer Eigenheiten aufgeben. Ungeachtet, dass auch sie bis heute nicht einmal die Grundforderungen der Französischen Revolution verwirklicht haben. Das ist auch wieder ein weites Feld, was mich wiederum an Grass erinnert, der wohl von allen guten Geistern verlassen sein muss, von jedem 20 Euro Sühne zu verlangen, was nur verschmieren hilft, dass wir die »Entschädigungen« anstelle der Industrie ohnehin bezahlen. Mit Grass hab ich mal eine Nacht lang in Weimar sehr schön geredet, da waren wir viel jünger und auch nicht einer Meinung. Damals habe ich ihm etwas darüber gesagt, diesmal den Mund gehalten. Warum? Ich weiß es noch nicht.

Ich grüße Sie, nicht ohne Hoffnung, jedoch manchmal mit sinkendem Mut.

Ihre Gisela Steineckert

Juni 2003

Lieber Herr Singer,
vor zwei Tagen habe ich meinen neuen Gedichtband beim Verlag abgegeben. Das Buch wird schon im August erscheinen, und da ich gezwungen war, es auf Diskette zu schreiben, hatte ich die mehrfache Mühe, die Poesie zu zwingen und die Technik zugleich.

Sonst hätte ich Ihnen schon früher geschrieben. Sie haben da ein Talent entdeckt. Das ist die große berauschende Seite. Selten genug, außerordentlich immer – und besagt zunächst nur dies und sonst nichts. Die Gabe ist da, sie bringt die Chance gegenüber jedem, der sie nicht hat. Die Gabe lässt sich nicht lernen, aber nichts von dem, was gelernt werden muss oder neu erfunden, darf unterlassen werden. Dazu gehören sehr viele einzelne Teile, die niemand erzwingen oder überspringen kann. Ich sage nur ein paar Nötigkeiten: die Ruhe, auf die eigene innere Stimme zu hören, und ihr zunächst zu vertrauen, was Arbeit und Kontrolle nicht ausschließt – Wegkommen von all dem Angelesenen und Überbildeten und im Moment als Urknall an Ähnlichkeit Empfindenen, davor kann sich niemand bewahren und niemand darf sich dem ausliefern. Ich war schon fast fünfzig Jahre alt, als die Gedichte von Bukowski mir ein solch elementares Ereignis waren. Ich habe mich zwei Wochen mit ihm befasst, sehr gestaunt, was alles sagbar ist, und dann habe ich die Gedichte weit weggestellt, weil ich merkte, dass ich auf stark epigonalen Wegen wandelte. Es blieb etwas zurück von jener Lektüre. Zum Beispiel der Mut, Gewagtes einfach ohne Umschreibung auszusprechen.

Dieser junge Dichter muss seinen Weg suchen und göttlich, wenn er einen Freund hat, dem er seine Einmaligkeiten, altersbedingten Übertreibungen und die Irrtümer anvertrauen darf. Er hat auch die Anmaßung, die es zunächst braucht. Sie wird sich mildern und dem gesunden Zweifel weichen. Weiß ich wirklich alles, und alles besser? So jung er ist, er versucht schon eine Poetik. Was man darf und was nicht. Die wird sich noch zehnmal ändern. Er muss nicht versuchen, die Analyse vor dem Weg zu erfinden, das braucht niemand. Der einzige Rat, den ich ihm gebe: Das Schreiben! Machen! Für niemanden! Nur für sich selber! Zunächst. Nicht auf dem Stühlchen sitzen und sich selber zugucken. Oh, ich schreibe, da bin ich ein anderes Wesen. Er muss sich nicht von dem unzulänglichen Ich entfernen, sondern sich ihm geduldig annähern. Was immer er schreiben wird, die eigene Stimme ruht schon in

ihm. Niemand wäre in der Lage, die jetzt schon als einzelne, als unverwechselbare heranzuzwingen. Noch schreibt er wie der und der, aber das kann nicht anders sein. Sie können ihm helfen. Durch Zuhören, durch Ihre tapfere Meinung, wenn Sie glauben, es sei ein Einwand angebracht. Aber schreiben lernt niemand anders als durch Schreiben und Lesen. Kaum durch Gespräche. Die werden ja vom wirklichen Talent nicht auch wirklich umgesetzt.

Geben wir ihm Zeit, sagen wir ihm, dass er Einer ist, und dass er alleine durch den Dschungel muss. Er wirds überleben, wenn das Talent reicht. Wenn nicht, wird er aufhören. Durch Theorie oder Meinung ist da kaum etwas zu beeinflussen. Selbst die gelegentliche angeberische Attitüde gehört zu eben diesem Alter und dem noch nicht ausreichenden Schatz an Lebens- und Kunsterfahrung.

Sagen Sie ihm von mir, das Wichtigste in meinem Leben sei gewesen, dass ich mich immer getraut habe, ganz zu leben und vor fast keinem Risiko zurückzuschrecken. Ohne meine Irrtümer, ohne meine Erfahrungen, ohne meinen lebenslangen Blick und nimmermüdes Interesse an anderen Menschen, nur aus der Bildung heraus, das hätte nicht zugereicht. Um herrlich zu schreiben muss man auch schrecklich leiden und wohl auch zufügen. Was Sie mir über jenes Mädchen geschrieben haben, nun, mir scheint, das ist für ihn eine wunderbare Möglichkeit, Zeit zu gewinnen. Die gibt er nicht ihr, die gibt er sich. Das wird er bestreiten, da es vermutlich ein unbewusster Trick ist. Aber recht so, lassen Sie ihn machen, werden, leben, schreiben, hinhören, sich aufspielen, ein bisschen älter werden. Wollen wir hoffen, dass er kein jung Vollendeter ist, dem die innere Stimme Mangel an Zeit zuraunt. Alt soll er werden, und wenn er es ernst meint, wird er auch gut.

Ich grüße Sie von meinem Mann und sie und ihn herzlich!
Ihre Gisela Steineckert

13. September 2004

Laura,

so kurz vor dem runden Geburtstag, nur 365 Tage von ihm entfernt, was solln wir da wünschen.

An erster Stelle aller guten Wünsche steht immer die Gesundheit. Ohne die geht nichts, ohne die sind wir »gelähmt«, wie es ziemlich zutreffend heißt. »Möge ...« heißt es immer, und dann kommt lauter Wohlergehen, in Mengen, mit denen wir alle auch nicht leben könnten.

Wenn wir über die Autobahn und die Landstraßen kurven, soll uns das Glück treu bleiben. Das brauchen wir, wenn Mutti links klebt und unerwartet nach rechts zieht, wenn die Buben mit ihrer Angeberei an uns vorbeizischen, wenn vor uns ein Auto fährt, in dem scheinbar niemand sitzt, und dann ist es ein Kleiner mit seinem verlängerten Organ, dem »Wagen«.

Wir haben es ganz schön gut gehabt, nicht nur verdient, aber auch. In sehr schlechten Räumen bedenken wir, wie schön es im eigenen Bett ist, in schönen Häusern hoffen wir auf einen anständigen Tee, oft auch vergeblich. Aber fast immer liegt dann Arbeit vor uns, also Erwartung, oft Freude, Freude. Und wenn wir Münzen und Scheine zählen und denken, dass wir den Apfel oder Joghurt essen können, denn irgendwie ist alles in Ordnung, dann ist immer der nächste Gedanke: »Wenns so bleibt ...«

Wenns so bleibt, werden wir noch viel zu lachen haben, auf dem Heimweg unsere Musik hören, und das nächste angehen mit der für uns nötigen Genauigkeit und gegenseitigen Zuverlässigkeit. Das ist schön.

Wir sind vor über 29 Jahren über die Betten gesprungen, haben geheult und uns in den Armen gelegen vor Freude, dass es ein Mädchen ist. Dann muss sie nicht zur Armee.

Die Welt hat sich gewandelt, so traurig das ist, unsichtbar tragen wir alle so eine Art Uniform, wie immer die aussehen mag. Die Zeiten, die Politik und dieses Land sind verletzend – und alles, was Deine Leute Dir für Deine eigene Moral beigebracht haben, scheint manchmal so nicht zu gehen.

Behalte es dennoch bei, unsere einfachen Wahrheiten stimmen schon: Machen kommt aus Machen, irgendwas geht immer, und Anstand ist ein Angebot zu Anstand.

Ich sehe, dass Du fähig bist zu Freundschaft, manchmal mit strahlendem Blick, manchmal mit gerunzelter Stirn. Auch das hat seine Ordnung. Wer nicht Freund ist, hat nicht Freund. Es wird uns nicht schlechter gehen als bisher. Ein scheinbar kühner Gedanke, aber er kommt aus innerer Gewissheit. Wenn die Sorgen, die wir empfinden, der Preis sind für alles, was wir bisher an Glück erfahren durften und was wir anderen voraus haben, dann soll es so sein, und ich nehme die Kiepe, hebe sie hoch und sage: Leichter als alles, was sein könnte ...

Wir werden Kunst teilen und wenigstens den inneren Frieden, wenn von außen schon keiner zu erwarten ist.

Mach Du Deine eigenen Erfahrungen, halte uns alle weit genug entfernt und komm sofort, wenn die Nase oder das Herz blutet.

Du bist geliebt worden, von Deinem ersten Tag an. Das ist viel, Laura. Ich denke, dass Du zum Glück nicht weißt, wie anders das Leben ist, wenn man nicht geliebt wurde. Ich dachte als Kind, wenn ich weg wäre, würden sie es nicht merken. Dieser Gedanke ist Dir sicher nie gekommen. Er hatte in Deinem Leben keinen Platz. Wenn Du stöhnst, dann höchstens, weil Du zu viel beachtet wirst, nicht zu wenig.

Ich wünschte, wir hätten mehr Zeit für Bilder, Bücher, Philosophie, Lebensart. Die werden wir nicht kriegen.

Du bist dabei, an uns allen vorbei nur Du selber zu sein. Eine schöne, kluge, unbequeme und ehrgeizige Person mit Wärme des Herzens und genügend Kühle im Kopf.

Es wäre schön, Dich noch eine Weile zu begleiten, bis Deine eigenen Füße sicher sind und sicher auch andere Wege wollen. Für Dein Liebesleben sind wir alle nicht zuständig. Aber es wäre schön, recht viel darüber zu erfahren.

Tu uns die Liebe und lass es Dir gut gehen.

Deine Gisela, Dein Wilhelm

Mein lieber Ulfius,

Deinen launigen Reisebericht über Paris habe ich mit Vergnügen gelesen, und das ist berechtigt. Ich musste die Reise nicht machen, dafür bin ich dankbar. Es ist schon eine sonderbare Sache, dass eine so ungern den Umkreis des Nestes verlassende Person wie ich dauernd auf Trebe ist, durch die Nacht fahren muss, um nach Hause zu kommen, und kaum ausgeschlafen, wieder los.

Aber es hat sich etwas getan, das ich mir rational nicht erklären kann. Seit etwa zwei Jahren werde ich vor Ort von den Leuten mit einer Liebe und Begeisterung empfangen, dass ich entweder schon tot geglaubt sein muss oder die Menschen suchen aus ihrer alltäglichen Not heraus nach Ermutigungen, nach Lachen, nach Haltung.

Es kann nicht an einem Qualitätssprung meiner Literatur liegen, es liegt an mir als Person und meinem Überleben in der Literatur und meinem Beharren auf meinen einfachen Wahrheiten.

Bei meinem neuen Buch bin ich auf Seite 216, gestern stürmte mir ein Porträt von Leonard Cohen in den Computer, das hatte ich gar nicht vor, und meine Nachdichtungen seiner Lieder zu seinem 70. Geburtstag (im letzten Jahr) hatte ich schon vergessen, aber der Kopp wollte es so. Das Buch wird im Herbst erscheinen.

In Paris damals, ein Wochenende lang wegen des Pressefestes der l'Humanité und allein, das war grausam. Ich liebte Paris in Minuten, hätte mein Zelt auf dem Damm aufgeschlagen und für immer bleiben wollen. Das Zimmer war offenkundig in einem Puff, mitten im Raum ein Bidet, sonst nur Bett, nicht mal n Schrank, die DDR gab uns fast kein Geld in die Hand und dann noch allein ... Ich bin in falschen Schuhen acht Stunden lang gelaufen, habe mir am Montmarte einen silbernen Ring gekauft, wurde vom Crêpes-Bäcker auf der Straße mit tiefen Blicken und eindeutigen Angebot geschmückt – und war allein. Um 7 Uhr abends mit Yellow-Press, Stück Käse und Brot plus Weintraube ins Bett. Auf dem

Festfeld interessierte sich kein Schwein für uns. Ich habe Austern gekostet, die schmecken wie Meerwasser, ein Schlückchen Sekt wegen Kreislaufschwäche und habe den Abend herbeigesehnt und die Abreise. In Paris allein essen gehen, und sei es in einem Bistro, das hat keine Kultur, da bist du mutterseelenallein. Ich dachte nicht, dass ich für dieses Wort mal einen Platz finde ...

Fühle Du Dich keineswegs mutterseelenallein, eher mit Liebe und liebevollen Gedanken bedacht. Ich freue mich, von Dir zu lesen.

2005

Ihr Lieben!

Lasst mich kurz ein paar Gedanken äußern, welche unmittelbar an euren Brief anknüpfen:

In dieser Zeit, in der wir jetzt leben, gelten unsere alten Maße kaum noch. Die Selbstverständlichkeit gegenseitiger Hilfe stößt an Grenzen. Nicht unbedingt solche des guten Willens, oft aber an Sachzwänge, die wir früher nicht bedenken mussten.

In der DDR kannte jeder von uns drei Menschen, die einem – wenn nötig – eine Mahlzeit, 5 Mark auf die Hand, Trost und für die Nacht ein Dach über dem Kopf gegeben haben. Jeder kannte jemanden, auf den er sich absolut verlassen konnte. Ich bin weit entfernt davon, zu glauben, dass die Menschen schlechter geworden sind. Aber die Verhältnisse sind es. Ein gutes Herz, das übersteigt manches braven Menschen Möglichkeit.

Es ist heute nicht mehr so einfach, Freundschaft zu finden und sie dann auch zu leben. Oft ist es nicht schade, aber manchmal wäre es das.

Weil wir alle so wenig Zeit haben, lassen wir es bei zufälliger Begegnung, oft bei einem freundschaftlichen Gespräch bewenden, oder wir sind zwar aufmerksam, aber es geht uns nicht nach, und so verlieren wir uns gegenseitig wieder aus den Augen.

Aber manchmal gibt es Begegnungen, die machen sich nach ein paar Worten kenntlich, als Anfang, als etwas fürs Leben. So ging es mir mit den Mitgliedern des Singeklubs »Che Guevara« aus Dresden. Ich denke, wir sind uns früher auch schon begegnet, der Wolfgang Klötzer und ich, aber dann kam die Historie, und das Weitere weiß auch jeder. Die Singerei, tot-gesagt, belebt sich langsam wieder, nicht massenhaft, aber wo sich ein Kopf findet, der das Ganze sinnvoll ordnet, der eine Idee hat und die anderen mit ihr anstecken kann, da blüht etwas von der Tradition wieder auf und findet seinen neuen Ausdruck.

Es interessiert ja kaum jemanden, ob die nächste Generation durch die einseitige Nutzung von »Angeboten« verblödet, ob die ab morgen vielleicht nur noch rückwärts laufen oder Purzelbäume schlagen oder eben singen können. Wir haben mit übertriebener Sieger-der-Geschichte-Haltung gelebt und müssen uns jetzt davor hüten, der Niederlage gänzlich zu erliegen.

Das heißt auch, sich gegenseitig ehrlich ins Gesicht und in die Texte zu sehen. Da entdecken wir alte Denkfehler, dahinter verstecken sich auch politische Irrtümer. Z.B. haben meine Freunde in Dresden ein schönes Lied in ihrem Repertoire. Aber ich stolpere über die Zeile: »Manche Schwierigkeiten, die wir haben / müssen wir für die Zeit begraben.«

Denken ist Lust, miteinander zu denken, die größere. »Manche Streitigkeiten«, so könnte es heißen, die muss man zurückstellen, wenn die Prioritäten anderes verlangen. Aber es wäre besser für uns gewesen, wenn Schwierigkeiten nicht unter den Teppich gekehrt worden wären. Es ist unehrlich, nicht wahrzunehmen, was ist, sondern zu behaupten, was man gern verbreiten möchte. Wenns geglaubt wird, verbietet auch ein Feingeist, mit Verweis auf solche Theorie, dem Volk das Maul. Umso mehr, wenn die Gründe einleuchtend sind. In dem Lied, das ich als Beispiel nehme, geht es um den »großen Drachen und um die, die ihn im Lande haben«.

Es wird lange dauern, bis die Linken den Linken wieder helfen können. Aber was sollen wir bis dahin anderes tun als zu

arbeiten, voraus zu denken und Erinnerung zu bewahren.

Den Singeklub gibt es seit dreißig Jahren, seine jüngsten Mitglieder sind noch nicht so alt. Aber die Nachwachsenden nehmen den Ton auf, sie erkennen, worum es geht, und sie bilden eine beneidenswerte Gemeinschaft.

Der Klub um Wolfgang Klötzer bekam 1977 in der kubanischen Botschaft den Namen »Che Guevara«. Dass die Kubaner recht hatten, sie so zu ehren, wird mir auch dadurch deutlich, dass die jungen Leute sich 1997 zu den Weltfestspielen die Reise nach Kuba selber verdient und bezahlt haben. Das klingt ziemlich simpel, ist es aber nicht. Sie wohnen nicht alle in Dresden, manche von ihnen in Leipzig, aber sie treffen sich jede Woche zur Probe. Das kostet Zeit und Geld, und sie tun es bisher in einem, eher ungeeigneten, Raum, für den sie auch Miete bezahlen müssen. Die DKP hat sie zum Pressefest der UZ nach Dortmund eingeladen, und im August 2005 werden sie zum zweiten Mal nach Irland fahren, zum »Flexmill-Festival«. Ich vermissе sie in Berlin, beim Nachfolger des Festivals des politischen Liedes, das nun »Lied und soziale Bewegung« heißt. Kann es sein, dass die Dresdner den anderen zu links, zu rot sind? Sie sind alle von den gleichen sozialen Problemen bedroht, wie ein jeder von uns. Sie müssen ihr Studium bezahlen, ihren Unterhalt verdienen, sich ums Kind kümmern und also harte Arbeit mit den Händen und nüchterne Arbeit mit dem Kopf so verbinden, dass die Freude, die sie an ihren Liedern haben, nicht unterliegt. Die muss rüber zu den Leuten. Schönster Lohn? Wenn sie ansteckend sind. Wenn das Publikum bewegt ist, weil da Junge nachwachsen, die sich noch erinnern wollen, und können, die auch dann nicht aufgeben, wenn alles vergeblich erscheint, weil rechts alimentiert wird und marschiert und weil die Politiker versagen. Die jungen Leute müssen die Arbeit am Lied selber leisten, und wenn ich ihnen dabei helfen kann, empfinde ich es als meinen Gewinn. Meist werden sie ohne Geld eingeladen, weil Linke derzeit arm sind.

Bei allem Verzicht auf Gewinnstreben – das müsste nicht immer so sein. Sie transportieren ihre Instrumente, Andreas

sorgt für den Ton, und jemand muss ein Auto fahren und dieses wiederum braucht Benzin. Ich meine, auch die Linken wären mit einem Taler Eintritt nicht überfordert. Was kann das Ganze bringen, in einer Zeit, in einer Welt, in der alles nach dem Golde strebt, Geiz geil ist, es ohne Macht keine Pracht gibt? Im Januar haben wir zusammen mit Angela Davis und denen gesungen, die von der Demonstration zu Rosa und Karl kamen, müde, durchgefroren. Ich war dabei und ging gestärkt nach Hause. Darum brauchen wir die Che's. Damit etwas Lebendiges bleibt, ohne das ein geistiges und moralisches Überleben nicht möglich sein wird.

Che war ein tapferer und kluger Mann. Aber sein Beispiel enthält auch eine Lehre: Siegen kannst du nur, wenn die anderen erfahren, wofür du kämpfst. Die Bauern in Bolivien hielten die Revolutionäre für eine kriminelle Bande, die ihnen das Wenige wegnehmen wollte. Man sagt, es war zu gefährlich für Agitation. Mag sein, aber es war vielleicht auch noch nicht die richtige Zeit, um die Revolution zu exportieren, was nach Lenin ohnehin nicht möglich ist. Aber im Lied können wir offen sein, der Zeit voraus, können wir Hoffnung bewahren und erinnern.

Dresden liegt mir so nur eine Handbreit von Berlin. Nicht mehr nur, weil Klemperers dort lebten, nicht mehr nur, weil der Krieg dort – als Gegenschlag – seine hässlichste Fratze gezeigt hat, sondern auch, weil dort nach der Arbeit des Tages diese jungen Leute singen, die außerdem meine Freunde sind.

2005

Liebe Frauen,

wir hatten uns 1990 auf einen langen Weg eingerichtet. Jedenfalls haben wir uns nicht gescheut, einander das immer wieder zu sagen. Er scheint noch länger zu werden und besteht aus diesem immer überfordernden und die Geduld manchmal erschöpfenden Wechsel von Bestätigung der Zuversicht und ebenso der Befürchtungen, die leider alle belegbar sind. Es scheint, wir sehen uns seltener, aber keine Veranstaltung ohne

weiblichen Händedruck und Umarmung und Hinweis darauf, woher wir uns kennen. Vom winterlichen Treffen mitten im Wald oder im Schloss, im Hinterzimmer einer Beratungsstelle oder im Rathaussaal. Und immer denke ich, erstaunlich, dass die Frauen von ihren vielfältigen Erfahrungen geprägt werden und es ihnen zugutekommt. Sie arbeiten weiter. Für die alten Frauen auf der Krim, die unversorgt und in schlechten Verhältnissen leben, haben wir in Neubrandenburg ein Benefizkonzert gemacht, und wir werden es im August in Potsdam wiederholen. Sicher kennt ihr Dr. Jenny de la Torre aus der Zeitung. Auch sie braucht Geld und wir helfen ihr, im September mit einer Benefizveranstaltung in der Marienkirche, denn sie arbeitet nun nicht mehr für die Obdachlosen im Bahnhof Lichtenberg, sondern in einer neu eröffneten Praxis.

Mich erreichen viele Bitten um Benefizveranstaltungen. Wenn der Anlass wichtig ist, kriege ich die Künstler auch. Aber es reicht nicht, wenn mir gesagt wird, wir haben viele Projekte, die möchten wir gerne unterstützen. Und es reicht aus ernstem Grund nicht. Gerade die Künstler, die sich immer engagieren, leben selber schlecht. Weder die gewesene noch die kommende Regierung interessiert sich für ihre Kultur und Kunst. Deshalb geht es den meisten Künstlern nicht gut. Besonders dann nicht, wenn sie sich freischaffend, wegen des Mangels an Medieninteresse, nur schwer durchschlagen können. Es gibt wenig Nachfrage nach ernsthaften Leuten, eher schon nach Witzereißern, die man aus dem Fernsehen kennt. Wenn eine Künstlerin sich von ABM zu ABM getretet hat und wenigstens einige Auftritte hatte, dann wird sie arbeitslos und gilt als ausgefördert. An eine Arbeitsstelle ist dann nicht mehr zu denken.

Mein schönes, liebes Mecklenburg-Vorpommern, in dem ich auch in diesem Jahr meinen Urlaub verbringen werde – 14 Tage, mehr ist nicht drin –, wird immer menschenärmer. Nicht nur dieses unserer Länder. Glaubt mir, ich bin so viel unterwegs, ich sehe sie alle, die kleinen Städte, in denen man keinen Menschen auf der Straße sieht, keine Gaststätte ist tagsüber geöffnet und es gibt am Abend viel Trauriges zu erzählen. Aber

nicht nur. Und die Nähe, die wir einander immer gegeben haben, ist noch wichtiger geworden. Ein Anruf, eine Nachricht, das hilft leben.

Die Mühe hatte die Hilfe von uns allen. Momentan schleppend, also nochmal rangehen. Mit der Mühe, mit der Kraft von uns allen? Vielleicht nicht, aber erstmal machen.

Ich mache mit.

Gisela

24. März 2005

Unsere liebe Marilies,

seit einigen Tagen denke ich sehr viel an Linde. Ich habe einen Streit über selbstbestimmtes Lebensende im Fernsehen gesehen, und wo immer ich das Thema anschneide, prallen die Meinungen aufeinander. Die Angst vor Teilhabe an der Verantwortung verstehe ich, und ich glaube, dass Linde und Franz diese sittliche Reife ihres Abwägens zwischen unendlicher Verlängerung von Leiden, bei aussichtslosem Krankheitsbild, und einem friedlichen Ende, im Kreise der Nächsten, nicht von heute auf morgen gefunden haben.

Gestern sah ich, weil ich ausnahmsweise einmal abends zuhause bin, einen wunderbar gespielten Fernsehfilm mit Monika Bleibtreu. Erstklassige Monologe, behutsame, einfallsreiche Regie – und trotzdem tat es mir weh, dass sich hier etwas als moralisches Beispiel anbietet, was auch einen Teil der in dieser Gesellschaft üblichen Unwahrheit enthält. Diese sterbenskranke Frau ist appetitlich, sie hat offenbar keinerlei leibliche Vorgänge, die entweder vom Sohn oder der Krankenschwester bedacht werden müssten. Es ist ein Hof, und trotzdem haben alle viel Zeit und »alles wird gut«. Sogar die frühe Liebe findet sich rechtzeitig ein, wie wunderbar.

Es muss darüber gesprochen werden, das ist richtig. Aber derzeit, so glaube ich, gibt es zumindest in Deutschland nur das Problem, nicht die Lösungen, und nun könnte ich viele Fälle anführen, aber Deutschland selber ist ja ein einziger Fall.

Es steht ein Treffen aus!

Warum es dazu bisher nicht kam, erzähle ich dir. Abgesehen davon, dass ich nicht fehlen wollte, wenn ihr euch trifft, abgesehen davon, dass ich am 21. Dezember auf Tournee war, zuletzt mit Aurora Lacasa und dem Weihnachtsprogramm, bin ich dann auch pünktlich am 21. Dezember an Grippe erkrankt, trotz Grippespritze.

Vielleicht war es auch keine wirkliche Grippe, aber ich war richtig krank, und das reichte. Lag Weihnachten und hatte fast ein viertel Jahr lang damit zu tun. Ich war sogar bei Ärzten, und das heißt bei mir schon was. Zur Nuklearmedizin, wegen der Schilddrüse. Dreimal die Woche Spritze wegen einer durch Fall verursachten, sehr schmerzhaften Sehnenscheidenentzündung im Arm. Ich habe mich in die Arbeit gerettet und ein Buch geschrieben, das erst nur Verse und Lieder enthalten sollte, sich aber immer mehr ausweitete zu Erinnerungen und Anekdoten. Ich habe aufgeschrieben, was sich meine Lieder und Gedichte draußen bei den Leuten selber an Leben geholt haben, wie ich so geworden bin. Nun bin ich bei den Feinkorrekturen, mein 41. Buch, und es soll im Herbst erscheinen. Wie jedes Mal falle ich nun in tiefe Traurigkeit, dass die Arbeit fertig sein soll und ich sie hergeben muss, denn von da an interessiert sie mich nicht mehr.

Mit Gaby Rückert mache ich gerade ein Programm.

Es ist mein Glück, dass ich arbeiten darf und Veranstalter mich engagieren. So selbstverständlich ist das heute, wenn ich viele meiner Kollegen sehe, keinesfalls. Und arbeiten muss ich, denn von unseren Renten könnten wir nicht leben. Das werden wir bis zum Ende unseres Lebens nicht können, aber darüber bin ich auch nicht traurig, denn schaffen muss ich, sonst wäre mir das Leben leer.

Papa kann mich nicht mehr fahren, das lassen seine Augen nicht zu. Im Sommer vor zwei Jahren waren wir noch einmal mit ihm als Fahrer in Ueckermünde, seitdem riskieren wir das nicht mehr. Eine Zeitlang konnte er auch nicht mehr lesen, das war ein wirkliches Unglück, und wir haben alles versucht, dass ihm diese Lebensqualität wenigstens in eingeschränktem Maße wieder möglich wird. Er hat sich ein Auge das zweite

Mal lasern lassen. Beziehungsweise nach der ersten Operation lasern lassen, und mit vielen Brillen, für jede Tätigkeit eine andere, kommt er gerade so durch.

Ich habe es immer wunderbar gefunden, wie lang dieser Mensch ist, aber da bin ich nun auch etwas leiser geworden, seitdem ich beobachte, wie hoch der Preis für solchen Wuchs ist. Der Rücken, die Knie. Dadurch kann er leider nur noch selten zu einer Veranstaltung mitkommen, er kann in den meisten Räumen nicht sitzen ...

Aber wir sind glücklich, dass wir uns haben, nun schon 32 Jahre, und diese Gesellschaft bedarf mindestens zweier denkender Köpfe, um sich immer wieder eine nötige Meinung zu schaffen, einzugreifen, wo es möglich ist. Ich organisiere derzeit Benefizveranstaltungen, um für arme alte Frauen auf der Krim, die einmal als Kind oder sehr junge Mädchen nach Ravensbrück verschleppt wurden, ein »Altenheim am Meer« zu schaffen. Es ist unfassbar, in welcher Armut und Unversorgtheit diese Frauen leben, und man muss wissen, dass noch 150 000 ehemalige Häftlinge in Russland, allein dort, leben und wie schlecht.

In Neubrandenburg waren wir, 600 Leute im Publikum, auch nicht gerade begüterte, aber wir konnten 5000 EUR abschicken. Am 23. August mache ich in der Friedenskirche in Potsdam die nächste. Viel Arbeit, alle machen es ehrenamtlich, aber es macht auch Sinn.

Es ist ja nicht so, dass es etwa keine Arbeit gäbe. Die gibt es, aber sie wird eben nicht bezahlt. Dies zum Thema hemmungslose Profitsucht. Ich habe alle meine ehrenamtlichen Aufgaben noch, sie werden sich im Wahljahr auch gewiss nicht verringern.

Da fällt mir ein, dass ich am 7. Mai in Berlin-Karlshorst ein großes Chorkonzert moderiere. Mit dem Busch-Chor, mit Westberlinern ... Der geniale russische Bajanspieler Prof. Ilja Kurtev ist auch dabei. Solltet ihr da in Berlin sein und Zeit und Lust haben ... Ich würde euch Karten hinlegen.

Ja, lieber Martin, Marilies hat eine Chor-Vergangenheit, und vielleicht wird es ja schön. Ich werde nach langen Jahren dort

auch wieder einmal mein Lied »... 1945 der Wind weht frei ... machs gut, geh heim ...« wieder hören und vielleicht weinen, weil damals so viel heißer Wille da war, NIE WIEDER! Und wie viele Kriege seither. Wir lesen gerade von Friedrich Wolff »Einigkeit und Recht«, und wenn ihr das lesen wollt, dann schicken wir es euch. Papa jedenfalls hat es mit Brille und Lupe kaum aus der Hand gelegt, Hilfe beim Verstehen, was die Weltpolitik da mit uns gemacht hat.

Liebe Familie, die hiesige wollte euch zum Osterfest alle herzlich grüßen und wir hoffen, dass es allen so weit gut geht, dass ihr den ersten Spargel auch genießen könnt.

Umarmt die Mutti von uns, und wenn Ilka auch mit ihrer Meinung recht hat, so grüßen wir sie als Teil der Familie doch. Am Sonntag werden wir zu Stefanie fahren. Die ihre eigenen Sorgen hat. Ihre Gesundheit ist brüchig, und ich verstehe, dass der »Job«, jeden Tag mit aufgebracht »Vorstellenden« zu verbringen, die Nerven aufreibt. Sie hat die Überempfindlichkeit der Schleimhäute geerbt, und über den beiden hängt ja das Damoklesschwert seiner schweren Erkrankung, die gerade wieder aufflackert, und was Krebs bedeutet, müssen wir euch ja nicht erklären. Wir sehen uns selten, aber wenn man es nicht manchmal erzwingt, wird es nie was. Das soll für uns auch gelten, ich bitte darum. Ein paar Tage Ruhe, hoffentlich, seid froh, dass ihr euch habt und schließt uns in eure guten Wünsche ein.

Juli 2005

Anlässlich Deines Geburtstages anno 2005

Mein lieber Marcel,

das Leben ist lang und in seinem Verlauf werden wir notwendig erfahrener, besonders klug aber nicht. Und auch Du wirst erleben, wie das Gedächtnis seine eigenen Bilder filmt und ein Archiv anlegt, das manchmal staunen macht. Es blendet aus, was es schon gleich nicht mochte, oder nicht zu mögen gelernt hat, und es bewahrt auf, was besonders schön war, oder besonders schmerzhaft. Nicht zuverlässig und auch nicht, ohne es

Neues Leben –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-355-01917-0

© 2024 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin
Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht
gestattet, dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg
zu vervielfältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Verlag
Druck und Bindung: buchdruckerei.de, Berlin

www.eulenspiegel.com